

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 17 (1927)
Heft: 39

Artikel: Maifrost [Fortsetzung]
Autor: Bosshart, Jakob
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-645351>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 39
XVII. Jahrgang
1927

Bern,
24. September
1927

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst, Sport, Touristik und Verkehr

Gedruckt und verlegt von Jules Werber, Buchdruckerei, Bern — Telephon Bollwerk 33 79

Herbstwald.

Von Heinrich Sischer.

Da schon die Aeftern fröstelnd kauern
Und Nebel bleich im Lande gehn,
Noch will der stolze Wald nicht trauern,
Und wie der dumpfe Bäufer stehn.
Noch einmal schlingt zu heißem Blühen
Er seinen Purpur ins Geäst,
Hell strahlt sein Gold, wie Garben sprühen,
Wie Flammenjubiläum prunket sein Fest.
Da sieht er, müd, den bettelarmen,
Den nackten Weg zur Wiese fliehn
Und wirft in schauerndem Erbarmen
Ihm seinen bunten Mantel hin.

Maifrost.

Erzählung von Jakob Böhrt.

(Copyright by Grethlein & Co., Zürich.)

2

So ging es ein paar Monate; der neue Haushalt schien geregelt, zwischen den Eheleuten für alles ein Abkommen getroffen zu sein, immer zu Ediths Gunsten und Zufriedenheit. Da, an einem Sonntagmorgen, zeigte sich beim Mann eine unerwartete Störrigkeit.

Edith war streng kirchlich erzogen worden und empfand es nicht nur als Christenpflicht, sondern als innerstes, durch lange Übung entstandenes Bedürfnis, jeden Sonntag zur Predigt zu gehen. Edwin hatte bis jetzt, ohne daß die Sache je zwischen ihnen besprochen worden wäre, sich ihr stets angeschlossen, und sie war, unbeschadet ihrer christlichen Demut, stolz auf ihn, wenn er in tadellosem schwarzem Anzug neben ihr ging und die Leute, Frauen und Mädchen besonders, Blicke nach ihm warfen, die ihr das Bewußtsein gaben, recht beneidenswert zu sein.

Nun aber erklärte er mit etwas nervösen Gebärden, sie müsse allein zur Kirche gehen; er habe Briefe zu schreiben und dann einen Besuch zu machen; der Herr Pfarrer werde ihn nicht vermissen. Als sie nicht begriff und nähere Auskunft wünschte, wurde er ungehalten. Da ging sie.

In der Kirche fand sie die rechte Andacht nicht; sie fühlte, daß sie und Edwin in den wichtigsten Dingen viel weiter auseinander waren, als sie geahnt hatte, und sie machte sich Vorwürfe: „Warum haben wir das früher nicht zwischen uns klargelegt!“

Sie hatten freilich während der Brautzeit auch etwa über religiöse Fragen gesprochen, aber nur beiläufig und oberflächlich: sie hatten so viel anderes zu schwätzen gehabt; im Brautstand gehört man der Welt. Ihrer Mutter, die zuweilen das Gespräch auf diese Dinge lenkte, hatte sie immer gutgläubig geantwortet, Edwin habe ganz die gleiche Richtung wie sie. Dabei hatte man sich beruhigt.

Nun mußte das Versäumte nachgeholt werden! Da Edith schon so manches gelungen war, hoffte sie, auch das zum besten zu wenden, und sie legte sich während der Predigt den Kriegsplan zurecht.

Als sie aber zu Hause Sturm laufen wollte, ließ sich Edwin nicht fassen; es war seltsam, wie er auf einmal die Kunst handhabte, unangenehmen Fragen auszuweichen, mit einem Scherz darüber wegzugleiten. Da sie an Siege gewohnt war, fühlte sie sich jedesmal verletzt, wenn er sich ihr durch eine Schwenkung entzog oder ihren schweren Waffen nur einen leichten Wedel entgegenhielt. Der Stachel drang in den folgenden Tagen tiefer und tiefer; immer deutlicher schwebte ihr Elternhaus mit seiner Eintracht und Harmonie in allen Dingen ihr vor den Augen, das Elternhaus, wo alles wie in einer Kirche auf einen einzigen, gemessenen Ton abgestimmt war, wo nie ein lautes oder gorniges Wort gehört, nie eine heftige Gebärde oder ein böser Blick gesehen wurde, wo das sanfte und doch gebieterische Wesen der Mutter sich allem mitgeteilt, alles in seinen Bann und Gehorsam gezwungen hatte. Mit dieser weichen, ruhigen, ausgeschauerten Luft hätte sie ihr eigenes Haus füllen mögen, aus Dankbarkeit gegen die Eltern und weil es ihr so selbst am besten schien, und sie mußte nun erfahren, daß ihr Mann ihr mit Bosheit und Verstocktheit widerstrebte. Ja, es mußte Bosheit sein! Sie fürchtete ernstlich für sein Seelenheil und empfand die Pflicht, ihn zu retten.

Endlich gelang es ihr, ihn zu fassen. Da sie ihre Bekümmernis weit sichtbar auf dem Gesichte trug, sagte er ihr eines Tages, sie solle doch munterer sein; nach den öden Bureaustunden möchte er gerne ein fröhliches Heim und ein heiteres Frauengesicht sehen. Nun packte sie ihre Gedanken aus: Wenn er ein fröhliches Haus wünsche, so

wolle sie ein christliches; ohne Frömmigkeit gebe es keine rechte Heiterkeit. In ihrem Elternhause habe sie die Erfahrung gemacht und die gegenteilige nun in ihrem eigenen Heim, wenn man dergleichen ein Heim nennen könne.

Das letzte Wort stach ihn. Er erwiderte: „Du denkst und sprichst wie alle beschränkten Geister, die da meinen, die ganze Menschheit müsse ihren kleinen, einförmigen Weg gehen. Ich glaube nicht, daß es mir an wahrer Religiosität fehlt; die orthodoxen Säulein deines Pfarrers vermögen mich allerdings nicht zu locken, mir liegt überhaupt nichts an Dogmen und all dem Krimsframs, der die Priester und Sekten voneinander unterscheidet, und am besten predigen mir das Leben und die Welt, ein Waldbach oder selbst ein bescheidenes Müllerblümchen.“

„Das ist nicht viel besser, nein, das ist schlimmer als Heidentum“, entgegnete sie scharf, durch die Wörter Krimsframs und Müllerblümchen aufs äußerste geärgert, ja, entsetzt; „dann kannst du ebensogut die Sonne oder das Feuer anbeten!“

„Das wäre nicht halb so dumm, wie du meinst“, brummte er.

So gab ein heißendes Wort das andere, bis er schließlich Hut und Stod nahm und mit den Worten: „Mit den Selbstgerechten ist nicht zu rechten!“ davonging.

Erst spät am Abend kehrte er wieder heim. Sie machte sich an dem langen Nachmittag schwere Gedanken über den Vorfall, den ernstesten, den sie seit ihrer Hochzeit erlebt hatte. Erst führte sie innerlich den Wortstreit mit Edwin zu Ende und überzeugte sich gründlich, daß sie ganz, aber auch ganz im Rechte sei; dann, als sich ihr Zorn gekühlt hatte, gewahrte sie den Abgrund, der sich zwischen ihr und dem Mann auftat, und auf einmal brachen ihr die Tränen hervor und entrang sich ihr der Stoßseufzer, so könne und dürfe es zwischen ihnen nicht weitergehen. Warum war er nicht nochmals umgekehrt, hatte ihren Kopf zwischen seine weißen, weichen Hände genommen und tüchtig abgeküßt? Da wäre ja alles wieder gut gewesen. Aber an ihr sollte es nicht liegen; sie wollte, obgleich das Recht auf ihrer Seite war, einlenken und bei seiner Rückkehr versöhnlich sein; behutsam wollte sie von nun an zu Werke gehen und ihn unmerklich zu sich herüberziehen. Sie liebten sich trotz alledem ja herzlich; da mußte ihr Vorhaben doch schließlich gelingen. Ein ganzer Heide konnte er unmöglich sein.

Bei der Rückkehr schien auch er die böse Laune überwunden zu haben; er gab ihr den Kuß, den sie am Mittag erwartet hatte, und sie erwiderte ihn herzlich zum Zeichen der Ausöhnung. Aber da stach ihr Wein- und Tabakgeruch in die Nase und machte sie stutzig. „Kein Zweifel, er ist im Wirtshaus gewesen.“ Schon wollte die Verstimmung sich wieder in ihr regen. Aber sie besann sich: „Er hat es im Aerger getan; er soll es mir hübsch fein beichten, dann will ich ihn ein wenig aufziehen, und die Sache ist abgetan.“

„Wohin bist du denn heute in deinem Zorn gestürmt, Schatz?“ fragte sie, nachdem ein paar Redensarten gewechselt waren.

„Ich habe einen kleinen Spaziergang nach dem Föhrenwald gemacht“, antwortete er gleichgültig.

„Und nachher?“ fuhr sie fort.

„Nachher war ich auf dem Bureau; was denkst du denn!“

„Und nachher?“

„Nachher? Nachher habe ich noch meinen Freund Bachofner gesehen; er ist dankbar für jeden kleinen Besuch, hilflos, wie er ist.“

„Und nachher?“ Sie sagte es lächelnd; denn sie glaubte ihn nun in die Enge und zum Geständnis getrieben zu haben. Er aber zuckte mit den Augenbrauen, warf ihr einen raschen Blick zu und sagte: „Ich danke für die treffliche Unterhaltung, Frau Untersuchungsrichterin! Und nun laß mich die Zeitung lesen!“

Es entstand eine peinliche Stille im Zimmer, während der sich Edith den ganzen Fall zurechtlegte.

„Warum weicht er mir aus? Warum wird er gereizt? Gewiß, ich liebe das Wirtshauslaufen nicht; aber er mußte doch am Ton merken, daß ich heute versöhnlich gestimmt war und glücklich gewesen wäre, ihm etwas verzeihen zu können. Wegen eines Glases Wirtshauswein hätte ich ihm doch nicht die Augen ausgekratzt!“

Dann kam es ihr wie ein Blitz: „Er ist heute gar nicht auf dem Bureau gewesen; er hat die ganze Zeit im Wirtshaus gehockt; darum hat sich der Tabakgeruch so stark in die Kleider gefest. Der Besuch bei Bachofner, der Spaziergang nach dem Föhrenwald, alles erlogen! Also lügen tut er auch noch!“

Die Lüge in jeder Gestalt war ihr etwas Abscheuliches; ihre Eltern hatten sie ihr so lange als hassenswert und zur Hölle führend dargestellt, bis ihr unverbrüchliche Wahrhaftigkeit zur zweiten Natur geworden war. Das mochte ihr bester Besitz sein. Nein, in ihrem Heim sollte die Lüge keinen Platz haben, da möge es brechen oder halten. Das Höchste stand auf dem Spiel.

„Edwin“, sagte sie nachdrücklich, „schau' mir in die Augen!“

Er blickte mißtrauisch von der Zeitung auf und brummte: „Was gibt es schon wieder?“

„Du hast mir etwas vorgemacht; tu mir das nie mehr zuleid; wir wollen wahr zueinander sein; wie sonst könnte es auf die Dauer gehen?“ Sie sprach es in jenem selbstbewußten Ton, der dem Gefühl, im Recht zu sein, entspringt, wenn es nicht mit Güte verbrämt ist.

Er wurde dunkelrot; sie sah es ihm deutlich an, daß sie den wahren Sachverhalt erraten hatte; eines aber überlegte sie damals zu wenig, nämlich, daß es gefährlich ist, einem Mann die Schamröte ins Gesicht zu jagen. Daß sie ihn selber durch ihr Wesen zur Unwahrhaftigkeit getrieben haben könnte, kam ihr gar nicht in den Sinn. Nach seiner Hand greifend, sagte sie begütigend: „Gelt, du lügst mich nie mehr an? Das ist so häßlich!“

Nun war das demütigende Wort ausgesprochen; er brauste auf: die Sache werde ihm schließlich zu bunt; wie einen Schulbuben behandle sie ihn; so wolle er das Zusammenleben nicht verstanden wissen; wenn sie wünsche, daß er, statt zu Hause zu bleiben, ins Wirtshaus gehe, könne er ihr den Gefallen ja tun. Er warf die Zeitung, die er zerknüllt hatte, hin und ging wieder aus, um erst lange nach Mitternacht heimzukehren.

Das Unglück war, daß sie sich so unumstößlich im Rechte wußte. Durfte sie da einlenken? Das hätte ja heißen, ihre heiligsten Grundsätze ans Kreuz schlagen! Nein,

sie mußte kämpfen; sie mußte ihn halten! Aber ihr Griff war falsch, und so glitt er ihr langsam aus den Fingern.

Zu ernstern Auseinandersetzungen ließ Edwin es indessen nur noch selten kommen, und nach und nach wußte er sie ganz zu vermeiden; sie führten ja doch nie zu einer Verständigung, sondern rissen nur die Kluft zwischen ihnen noch weiter auf. Sooft sie wieder einen Befehrungsversuch machte, pflegte er zu sagen: „Lassen wir das, liebes Kind, denk an den 3. Juli! Das bringt nichts Gutes.“

Wollte sie sich damit nicht zufrieden geben, was öfter vorkam, denn sie verfolgte ihre Pläne mit großer Zähigkeit, so gab er ihr einen flüchtigen Kuß auf die Stirne und verschwand. Angelogen hatte er sie nie wieder, soviel war erreicht; er hüllte sich, wenn ihm eine Frage nicht paßte, einfach in Stillschweigen oder tat, als hätte er sie nicht gehört. Edith war namenlos unglücklich, denn sie wußte ja, daß sie nur sein Bestes wollte und daß sie handelte, wie sie mußte. Manchmal empörte sich ihr ganzes Wesen gegen ihn, weil sie meinte, ihm sei bei der Sache ganz wohl zumute; denn wie sonst hätte er immer einen Scherz oder ein leichtsinniges Wort oder gar einen Kuß auf den Lippen gehabt? Halbe Nächte weinte sie durch, still in sich hinein, wenn er neben ihr schlief oder dergleichen tat, laut und bitterlich aus sich heraus, wenn sie allein war und auf die Heimkehr des Wirtshausläufers wartete. Ihr schien, sie sei für seine Seele verantwortlich, und Tag und Nacht sann sie auf Mittel, ihn wieder auf bessere Wege zu bringen. Da sie mit Worten nichts mehr ausrichtete, versuchte sie es mit Blicken, die ihn anflehten, aber, wie sie wohl merkte, nicht tief eindringen und ihm lästig schienen. Sie schmückte seinen Tisch mit Blumen oder legte ein gutes Buch darauf, gut nach ihrem Sinn. Jeden Tag nahm sie in seinem Zimmer irgend eine kleine Veränderung vor, die ihm zeigen sollte, wie oft und teilnehmend sie an ihn denke. Er roch an den Blumen und fand sie reizend, blätterte einen Augenblick in dem Buche, sagte ihr ein verbindliches Wort darüber und ging dann seiner Wege. Bald kam die Zeit, da er nur noch zu den Mahlzeiten und zum Schlafen zu Hause erschien; kaum hatte er sich den Mund gewischt, so verabschiedete er sich mit dem munter gesprochenen: „Adies derweil.“

Sie sah voraus, daß er bei dem Leben allmählich verkommen würde. Er fing sogar an, sein Äußeres, auf das er sonst mit fast weiblicher Sorgfalt geachtet hatte, zu vernachlässigen. Schon kehrte er nicht selten angeheitert nach Hause, und am Morgen machte er sich keine großen Gewissensbisse, zu spät aufs Bureau zu gehen; sie hatte auch vernommen, daß er es bei der Wahl seiner Gesellschaft nicht sehr genau nehme und Abend für Abend mit lodernen Herren Karten spiele. Noch Schlimmeres von ihm zu denken, sträubte sich ihr Anstandsgefühl.

In dieser Not ersuchte sie ihren Vater, der als kränklicher, zurückgezogener Mann das Unglück seiner Tochter kaum ahnte, einzugreifen und Edwin klar zu machen, wieviel er in sich und in seinem Hause zerstöre. Edwin hörte den Alten bis zum Ende an und erwiderte dann: „Du hast mir nichts Neues gesagt, Schwiegervater, mich selber erdrückt der Zustand fast. Dieses Geständnis mag dir die Augen öffnen und beweisen, daß die Schuld nicht allein auf meiner Seite liegt. Gehe hin und sage deiner Tochter, sie möge mir

mein Haus mit ihrer goldenen Brille und ihrer Richterlichkeit nicht länger zur Hölle machen.“

„Ich kenne mein Kind wohl besser als du“, entgegnete der Alte, der von der Trefflichkeit seiner Tochter fest überzeugt war, sichtlich verletzt, „und dich kenne ich nun auch! Wer sich, wie du, mit einer leichtsinnigen Redensart reinwaschen will, ist ein Tropf und verdient einen Richter!“ Damit hinkelte er davon. Seine Tochter war über die Anschuldigung noch empörter als er, sie begriff eine solche Redheit nicht. Durfte sie ihn, ihren Mann, denn nicht warnen? Und was wollte er mit der Brille sagen? War sie denn schuld daran, daß er ihren Blick nicht ertrug? Wie sollte sie ihm das Haus zur Hölle machen, sie, die ihm den Tisch tagtäglich mit Blumen schmückte und für sein Arbeitszimmer gute Bücher aussuchte, die nie ein hartes Wort zu ihm sprach, nur an sein Heil dachte, Tag und Nacht für ihn betete, sie, die so unsäglich litt, weil er sich nicht halten ließ?

Sie wollte am Abend mit ihm reden und die Schuldposten auf die richtige Seite setzen, aber er hatte sich aus Ärger über die Auseinandersetzung mit dem Schwiegervater so betrunken, daß sie mit ihm nichts anfangen konnte. Am andern Morgen war er dann infolge der Ausschweifung zerknirscht und geknickt und ließ ihre ganze Bußpredigt demütig über sich ergehen. Sie schüttete ihr übervolles Herz, alles, was sich in der langen Zeit in ihr aufgespeichert hatte, aus, in wohlmeinendem, mütterlichem, eindringlichem Ton, und dankte dem Himmel, daß sie endlich gesiegt und seine Niederlichkeit vor ihr auf die Knie geworfen hatte.

Tags darauf war er verschwunden. Ihr Zusammenleben hatte kaum drei Jahre gedauert. Aus einem amerikanischen Hafen hatte er ihr nochmals geschrieben; dann kam nichts mehr, sie wußte nicht, war er jetzt auf oder unter der Erde, und war geneigt anzunehmen, er sei auf der Fehthalbe immer weiter gerutscht und schließlich im Morast versunken und ertrunken. (Schluß folgt.)

Abschied.

Raum, daß der Tag begonnen war,
Streifte sein junges, schwarzes Haar
Sanft der Tod.

Machte ihm still die franke Brust,
Löschte der letzten Lebenslust
Scheues Rot.

Tragt mich an ihrem Haus vorbei,
War seines Mundes letzter Schrei,
Mit Musik

Daß sie aus ihrem Fenster seh',
Wie ich so jung ins Sterben geh' —
Und ihr Blick

Trübt sich vielleicht; ein Tränlein rinnt
Und ihre fromme Seele sinnt
Im Gebet.

„Hilf ihm, Marie, zur ewigen Freud“
Bittet sie wohl für den, der heut
Schlafen geht.

Maja Matthen.